

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

KATRIN LANKERS
Kleine Wunder überall

Katrin Lankeers

Kleine
WUNDER
Gibetall

Roman



1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

Lübbe

Für meinen Vater
† 2015

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen



Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Claudia Schlotmann, Berlin
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Einband-/Umschlagmotiv: © shutterstock.com:
Harryenny | Rusakova Halina
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Warnock
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7857-2735-5

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

Kapitel 1

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11 Koalas führen ein perfektes Leben. Sie schlafen zwanzig Stunden am Tag, die restliche Zeit verbringen sie mit Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung. Sprich: mit Essen und Sex. Und angeblich sind sie auch noch ständig high, weil die Eukalyptusblätter, die sie fressen, Toxine enthalten. Ich erinnerte mich nicht mehr, wo ich das gelesen hatte. Sicher nicht in *Geolino*, der Lieblingszeitschrift meiner Tochter Finja. Aber da ich den Dingen gern auf den Grund ging, hatte ich recherchiert und herausgefunden, dass es sich dabei bloß um ein Gerücht handelte.

20
21 Koalas sind genauso wenig ständig berauscht wie sie Bären sind. Sie sind Beuteltiere. Und der Eukalyptus macht sie nicht high, sondern müde, weil er schwer verdaulich ist. Diese putzigen Tiere und ich hatten also zumindest eine Sache gemeinsam: Ich war auch noch nie high gewesen. Da ich in jeder Situation gerne die Kontrolle behielt, hatte ich vehement abgelehnt, als mir ein einziges Mal in meinem Leben auf einer Studententparty ein Joint angeboten worden war.

28
29 Davon abgesehen hätte der Unterschied zwischen dem Leben eines Koalas und meinem nicht größer sein können. Ich kam auf höchstens sechs Stunden Schlaf pro Nacht, weil Finja in der Regel zu einer Uhrzeit wach wurde, zu der einem jede Lerche einen Vogel zeigen würde. Meiner Figur hätte es nicht geschadet, wenn ich mich wie ein Koala nur von Grünzeug er-

nährt hätte. Oder wenigstens genauso viel Energie beim Verdauen eines Schokoriegels hätte aufwenden müssen wie Koalas beim Eukalyptus. Und was das Thema Sex betraf: Darüber wollte ich nach dreizehn Ehejahren lieber gar nicht erst reden.

Der gravierendste Unterschied zwischen dem Koala und mir aber war, dass das Tierchen quasi nichts tun musste, um ein perfektes Leben zu führen. Ich hingegen mühte mich permanent ab, um wenigstens in die Nähe von Perfektion zu gelangen und es allen recht zu machen. Trotzdem hatte ich ständig das Gefühl, dass es nie genug war.

Gerade stand ich zum Beispiel am Herd und kochte eine große Portion Bestechungsmilchreis für Finja. Mein Mann Markus und ich mussten nämlich zu einem wichtigen Geschäftstermin. Und die Chance, ohne Trotzanfall unserer kleinen Tochter aus dem Haus zu kommen, stieg im Verhältnis zu der Menge Milchreis, die ich kochte.

Eine Hand brauchte ich, um den Milchreis gleichmäßig umzurühren, damit er nicht anbrennte. Mit der anderen versuchte ich, Finja abzuwehren, die unbedingt selbst in dem Topf rühren wollte, und im Begriff war, sich daran die Finger zu verbrennen. Deshalb hatte ich keine Hand mehr für den Telefonhörer frei. Also hatte ich ihn zwischen Schulter und Kinn geklemmt, während ich dem Freizeichen lauschte. Annalena, unsere Babysitterin, war bereits eine halbe Stunde zu spät.

Es klingelte an der Haustür. Annalena, endlich! Im selben Moment ging sie an ihr Handy.

»Ja?«, hörte ich ihre etwas atemlose Stimme.

»Ich komme sofort und mache dir auf«, sagte ich.

»Was?«, fragte Annalena überrascht.

»Die Haustür«, sagte ich. »Ich würde Finja schicken, aber du kennst sie ja.«

»Hä?«, machte Annalena. Dann sagte sie: »Shit.«

Mir wurde klar, dass Annalena nicht vor unserer Tür stand.

Sie hatte den Termin vergessen. Überflüssigerweise erklärte sie, wie leid es ihr tue, sie habe sich wohl diese fiese Sommergrippe eingefangen, die zurzeit rungehe, und hustelte gekünstelt. Mein Mitleid hielt sich in Grenzen, denn ich hatte den Verdacht, dass ihre Sommergrippe den Namen Tillmann trug. Eigentlich war Annalena die perfekte Babysitterin. Sie studierte Kindheitspädagogik, rauchte nicht, trank nicht und war – bis vor Kurzem – immer zuverlässig gewesen.

Doch neuerdings hatte Annalena Tillmann. Tillmann sorgte dafür, dass sie Knutschflecke am Hals trug, die meine dreizehnjährige Tochter Merle für meinen Geschmack viel zu interessant fand. Das hätte ich ja noch toleriert. Es war so schwierig, einen guten Babysitter zu finden. Leider sorgte Tillmann auch dafür, dass Annalena nun schon zum dritten Mal einen Termin absagte, weil sie urplötzlich krank geworden war.

Ich wollte unserer zukünftigen Ex-Babysitterin gerade erklären, dass ich genau wusste, wie ihre Sommergrippe hieß. Da tat der Telefonhörer das, was Telefonhörer meistens tun, wenn man sie zwischen Schulter und Kinn klemmt. Er rutschte weg und landete krachend auf den Fliesen.

Finja hörte auf, »Ichwillrühreichtwillrühren« zu quengeln, und deutete auf die Überreste des Telefons. »Mama, du hast es kaputt gemacht«, stellte sie fest. Dann legte sie wieder mit ihrem »Ichwillrühren«-Singsang los. Ich presste die Lippen zusammen, um vor meiner Tochter nicht laut zu fluchen. Annalena hätte sich keinen schlechteren Tag aussuchen können, um mich zu versetzen. Denn heute wollte ich mein erstes eigenes Projekt für unsere Agentur an Land ziehen. Erneut klingelte es an der Tür. Energischer dieses Mal. Auch das noch!

»Markus, kannst du bitte aufmachen?«, rief ich. Mein Mann musste das Klingeln auch gehört haben und ignorierte es geflissentlich. Wäre geflissentliches Ignorieren eine olympische Disziplin, hätte Markus darin Gold geholt.

»Bin auf dem Klo«, antwortete er prompt. Ich seufzte. An-

dere Männer gingen in den Hobbykeller und bauten an ihrer Modelleisenbahn, polierten ihre Golftrophäen oder spielten sinnlose Computerspiele, wenn sie ihre Ruhe haben wollten. Markus ging auf die Toilette. Dort war er dann für mindestens dreißig bis sechzig Minuten nicht ansprechbar. Der Milchreis kochte blubbernd hoch, und ich reduzierte die Hitze.

»Merle!«, brüllte ich, ohne mir Chancen auszurechnen, dass meine Große mich überhaupt hörte. Vermutlich hatte sie Stoppsel in den Ohren, aus denen laute Musik von einem dieser YouTube-Stars dröhnte, deren Namen ich mir nicht merken konnte.

»Merle!« Wie zu erwarten: keine Reaktion.
»Schätzchen«, wandte ich mich mit Säuselstimme an Finja.
»Wärsst du bitte, bitte so lieb und würdest die Tür aufmachen, damit der Milchreis nicht anbrennt?« Meine kleine Tochter ließ bloß ihr »Ichwillrühren« auf Fortissimo anschwellen.

»Du kannst nicht rühren, Schätzchen, dafür ist der Topf zu heiß. Du könntest Mami stattdessen einen riesigen Gefallen tun und die Tür öffnen.« Finja sah mich mit kugelrunden Bambiaugen an. Wieder schrillte die Klingel. Einmal. Zweimal. Dreimal.

»Okay.« Mein Seufzen war vermutlich sogar auf der Gästetoilette zu hören, wo Markus sich verschanzt hatte. Ich schaltete den Herd auf die kleinste Stufe und legte den Kochlöffel auf den Löffelhalter. »Dann wollen wir mal schauen, wer da vor der Tür steht.«

Auf der Stelle verstummte Finja. Meine Fünfjährige war ein wenig schüchtern gegenüber fremden Menschen. Wobei zur Kategorie »fremd« mit wenigen Ausnahmen jeder zählte, der nicht zu unserer Kernfamilie gehörte. Im Beisein von Fremden klammernte Finja sich an mein Bein wie eine Kralle für Falschparker und ließ nicht mehr los, bis die Gefahr vorüber war.

Ich hinkte also mit einer zwanzig Kilogramm schweren Parkkralle zur Haustür, wobei meine Gedanken hektisch hin und hersprangen. Frage eins: Woher bekam ich jetzt auf die Schnelle

einen Babysitter? Frage zwei: Wer klingelte da so unerschütterlich? Ich hatte auf keine der beiden Fragen eine Antwort, und das gefiel mir überhaupt nicht, denn ich war weder ein Fan von Planänderungen noch von Überraschungen. Ich mochte es organisiert und strukturiert. Verlässlich. Im besten Fall jederzeit vorhersehbar.

Für einen kurzen Augenblick musste ich deshalb gegen den Impuls kämpfen, Finja nachzugeben, die mich mit ihrer ganzen Kinderkraft zurück in die Küche zu zerrren versuchte. Hätte ich gewusst, wie groß und vor allem, wie unerwünscht die Überraschung sein würde, hätte ich es vielleicht getan. Doch wie das so ist mit Überraschungen ... man weiß es eben nicht! Weshalb ich sie im Übrigen ja auch nicht mag. Stattdessen schleppte ich Finja-Klotz-am-Bein zur Tür, ignorierte das mulmige Gefühl, das mich auf einmal überkam, als ich die Hand schon auf die Klinke gelegt hatte, und öffnete endlich.

»*Hola chicas!*«, sagte meine Mutter.
»Oh«, machte ich.

»Mama, wer ist die Frau?«, fragte meine Tochter.
Finjas Neugier überzog bisweilen ihre Schüchternheit, weshalb sie versuchte, zwischen meinen Beinen hindurch einen Blick auf die Besucherin zu erhaschen. Was ihr nicht gelang, denn ich besitze definitiv keine Thigh Gap, also diese anatomisch unmögliche, von Modemagazinen völlig zu Unrecht zum Schönheitsideal stilisierte Oberschenkellücke.

Allerdings hätte Finja die Frau, die zum luftigen Hippiekleid mehrere bunte Perlenketten sowie einen gelben Turban trug und einen Duft nach Sommerblumen verströmte, ohnehin nicht erkannt. Das letzte Mal hatte sie ihre Großmutter gesehen, kurz nachdem sie das Licht der Welt erblickt hatte, und ich war mir ziemlich sicher, dass sie sich daran nicht mehr erinnerte.

»Hallo, Finja?«, sagte meine Mutter fragend. »*Qué preciosa!* Du bist ja so eine Hübsche geworden! Wie geht's dir denn?«
Finja antwortete nicht. Braves Mädchen.

»Und dir, Charlotte, wie geht es dir?«, wandte meine Mutter sich nun an mich.
 Auch ich schwieg. Was sollte ich ihr auch antworten? Es ging mir besser, bevor du plötzlich hier aufgetaucht bist? Ich war ein höflicher Mensch, selbst meiner Mutter gegenüber.
 »Darf ich reinkommen?« Sie machte einen Schritt auf die Tür zu und gab dabei den Blick auf einen riesigen altnodischen Reisekoffer mit Schnallen frei, der hinter ihr stand. Was hatte sie vor? Plante sie etwa, länger zu bleiben? Ich bewegte mich kein Stück.
 »Charlotte?« Meine Mutter legte den Kopf zur Seite und sah mich mit einem leichten Lächeln in den Mundwinkeln an. Gegen das Lächeln meiner Mutter war Mona Lisa eine blutige Anfängerin. Es brachte andere dazu, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Doch bei mir funktionierte das nicht. Längst nicht mehr!
 »Was willst du hier?«, platzte ich heraus, bevor mein innerer Knigge mich daran hindern konnte.
 »Würdest du mir glauben, wenn ich sage, dass ich zufällig vorbeigekommen bin? Und mal schauen wollte, wie es euch so geht?« Das Lächeln meiner Mutter wurde eine Spur breiter. Noch gewinnender.
 »Wohl kaum.« Ich ging nicht auf ihren scherzhaften Ton ein. »Du lebst fast dreitausend Kilometer entfernt. Von einem Spontanbesuch ist da eher nicht auszugehen, oder?«
 »Nein, eher nicht.« Sie lächelte immer noch, wie mir schien, ein bisschen angestregter. Und sie wirkte blass. Doch das musste eine Täuschung des Lichts sein. Wer auf Lanzarote lebte, war niemals blass.
 »Ich habe hier ein paar Dinge zu erledigen und dachte mir, dass ich vielleicht heute bei euch übernachten könnte.«
 Sprachlos schüttelte ich den Kopf. Meine Mutter schaffte es tatsächlich immer noch, mich zu überraschen. Sie war von Lanzarote nach Deutschland geflogen, um »ein paar Dinge zu erledigen?« Und sie hatte es nicht für nötig gehalten, vorher Be-

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

scheid zu sagen? Ich fragte mich nicht zum ersten Mal, ob wir auch nur einen minimalen Anteil der gleichen Gene besaßen.
 »Warum hast du nicht wenigstens angerufen?«, erkundigte ich mich, noch immer kopfschüttelnd.
 »Ich hatte Sorge, dass du dann eine Ausrede finden würdest«, erwiderte meine Mutter mit bestechender Direktheit. Womit sie vermutlich recht hatte. Ich war in den vergangenen fünf Jahren sehr gut darin gewesen, Ausreden zu erfinden. Ich hätte ihr lieber eine Suite in einem Luxushotel bezahlt, als sie in unserem Gästezimmer unterzubringen.
 »Ich will auch keine Umstände machen, bloß den Abend mit euch verbringen. Morgen früh bin ich wieder weg...«
 Ich konnte nicht verhindern, dass mein Kopf hin und her schwang wie bei einem depressiven Wackeldeckel. Es war nicht nur Fassungslosigkeit, sondern auch der innige Wunsch, schlicht Nein zu sagen und die Tür wieder zu schließen. Aber auch dafür war ich viel zu höflich.
 »Das ist leider wirklich ungünstig«, erklärte ich stattdessen.
 »Markus und ich sind heute bei einem wichtigen Kunden eingeladen. Wir müssen quasi sofort los.« Was stimmte. Wir waren spät dran, wenn wir pünktlich zum Gartenfest bei Herrn und Frau Schwalbenbach erscheinen wollten. Allerdings erwähnte ich nicht, dass wir unsere Pläne wohl würden ändern müssen, weil unser Babysitter mit einem Grippevirus namens Tillmann das Bett hütete.
 »Das ist sehr schade.« Meine Mutter wirkte enttäuscht. »Ich hätte gern ein bisschen Zeit mit euch verbracht.«
 Binahe bekam ich ein schlechtes Gewissen, weil ich so abweisend zu ihr war. Dann erinnerte ich mich daran, dass sie diejenige war, die ein schlechtes Gewissen auf Lebenszeit haben musste.
 Es gab zwei Sachen, die meine Mutter getan hatte, die ich ihr nie verzeihen würde. Die erste lag zwanzig Jahre zurück. Damals war sie zu irgendeinem Selbstfindungsseminar auf

Lanzarote geflogen. Dort hatte sie einen Kerl namens José-Miguel kennengelernt, der Bildhauer und Lebenskünstler war. Sie hatte beschlossen, dass sie künftig auch als Künstlerin und nicht mehr ohne José-Miguel leben wollte und war kurzerhand auf Lanzarote geblieben. Ich war gerade dreizehn Jahre alt geworden.

Im ersten Jahr hatte meine Mutter beinahe täglich angerufen und gefragt, wann ich sie endlich in ihrer neuen Wahlheimat besuchen würde. Schon damals war ich gut darin gewesen, Ausreden zu erfinden. Ich war einfach viel zu verwirrt und verletzt. Kurz vor Weihnachten schickte sie mir dann ein Flugticket. Ich solle mit ihr die Feiertage im strahlenden Sonnenschein verbringen, schrieb sie. Als ob ich das ernsthaft in Erwägung gezogen hätte!

Niemals hätte ich meinen Vater im grauen Dezember allein in Deutschland zurückgelassen und mit diesem Josemi, wie meine Mutter ihn nannte, um den Weihnachtsbaum getanzt. Außerdem hatte ich Flugangst. Das Ticket hatte meine Mutter vermutlich mehr gekostet als sie mit ihrem selbst gebastelten Schmuck, den sie auf Touristenmärkten verkaufte, in einem ganzen Monat verdiente. Doch ich riss es in winzige Papierfetzen, die ich in ein Knallbonbon steckte und ihr als Silvestergruß zurücksandte. Danach ließ ich meinen Vater am Telefon behaupten, ich sei nicht da, wenn sie anrief. Schließlich gab sie es auf, überhaupt noch anzurufen.

Sechs Jahre vergingen. Ich lernte Markus kennen, ich wurde schwanger, und wir beschlossen zu heiraten. Markus wollte wissen, warum ich meine Mutter nicht zu unserer Hochzeit einladen wollte. Da dachte ich plötzlich, dass ich das tun sollte. Ich war erwachsen, und ich würde meine eigene Familie haben. War das nicht ein guter Zeitpunkt, meine Mutter wieder in mein Leben zu lassen?

Braun gebrannt und in einem wallenden Blumenkleid flog Barbara zu unserer Hochzeit ein. Ihren Josemi brachte sie zu

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

meiner Erleichterung nicht mit. Freimütig erzählte sie, dass sie nicht mehr mit ihm zusammen sei, aber noch mit ihm zusammenlebe, in einer Künstlerfinca mit drei weiteren Aussteigern in einem kleinen Bauerndorf. Sie sprudelte fast über vor Lebensenergie und verzauberte alle mit ihrem Mona-Lisa-Premium-Lächeln – und ich dachte, es wäre gut, dass sie wieder da war.

Nachdem Merle zur Welt gekommen war, besuchte meine Mutter uns jedes Jahr für ein paar Tage. Ich atmete zwar immer auf, wenn sie endlich wieder im Flieger saß, denn Barbara besaß ein großes Talent, überall das totale Chaos zu verbreiten. Aber ich freute mich auch über ihre Besuche. Wir unternahmen Ausflüge mit Merle und unterhielten uns über dies und das – nie jedoch über die Vergangenheit, denn das Thema enthielt meiner Meinung nach viel zu viel Sprengstoff. Ich war stolz darauf, dass wir es schafften, wie erwachsene Menschen miteinander umzugehen.

Dann wurde Finja geboren. Sie war ein heißersehnter Unfall. Ich wollte immer ein zweites Kind haben, denn ich hatte mir selbst mein Leben lang eine Schwester oder einen Bruder gewünscht. Am liebsten hätte ich Nummer zwei nach etwa drei Jahren bekommen, aus Sicht vieler Erziehungsexperten galt das als der ideale Abstand. Aus Sicht meines Körpers leider nicht.

Nachdem Merle sich völlig ungeplant in unser Leben gemogelt hatte, hatte ich geglaubt, es wäre kein Problem, wieder schwanger zu werden, wenn ich es wollte. Doch es klappte einfach nicht. Schließlich beschlossen wir, Merle zum einmaligen Glückstreifer zu erklären, und haken das Thema endgültig ab. Etwas mehr als neun Monate später kam Finja zur Welt.

Zu diesem Zeitpunkt betreute Markus ein großes Projekt für einen wichtigen Neukunden. Er war in der Agentur unablkömmlich, und ich saß mit zwei Kindern allein zu Hause. Dann wurde ich krank. Ich bekam das sogenannte Wochenbettfeber, musste Antibiotika schlucken und sollte das Bett nicht verlassen. Meine Mutter bot an, mich zu unterstützen, und ich nahm

an. Zum ersten Mal nach all den Jahren hatte ich die Hoffnung, sie würde für mich da sein, wenn ich sie brauchte. Doch da hatte ich mich getäuscht.

Schon wenige Stunden nach ihrer Ankunft sah das Haus aus, als wäre eine Bombe eingeschlagen. Barbara saß stundenlang seelenruhig mit Merle am Esstisch und bastelte Ketten aus kleinen bunten Glasperlen mit ihr, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, was passieren würde, wenn Finja eine davon in die winzigen Finger bekäme. Währenddessen schleppte ich mich in den Keller, um wenigstens die Wäscheberge unter Kontrolle zu behalten. Wir stritten ständig.

Dabei hätte meine Mutter gar nicht viel tun müssen. Ein bisschen kochen, ein bisschen aufräumen, mir vielleicht mal einen Tee bringen. Stattdessen dachte sie wieder nur an sich und daran, wie sie sich bei ihrer Enkelin einschmeicheln konnte. Und dann kam der Nachmittag, an dem ich die Polizei rief ...

»Kann ich wenigstens auf einen Kaffee reinkommen?«, riss Barbara mich aus meinen wenig erfreulichen Erinnerungen.

Ich atmete tief durch und wollte gerade wiederholen, dass es wirklich im Moment sehr ungünstig sei, als Finja hinter meinem Bein sagte: »Mama, es stinkt.«

Gleichzeitig rief Markus durch die Toilettentür: »Charlotte, da brennt was an!«

Dann roch ich es auch. Den beißenden Gestank von überkochender Milch, die sich ins Ceranfeld einbrennt. Ich fluchte und spurtete zurück in die Küche. Finja, die ich noch gut einen Meter an meinem Bein hinter mir herschleifte, beachtete ich ebenso wenig wie meine Mutter, die mir unsicher »Charlotte?« hinterherrief.

Ich riss den Topf vom Herd und warf ihn in die Spüle, ließ kaltes Wasser darüber laufen und machte mich mit einem Küchenschwamm über die Sauerei auf dem Herd her. Natürlich war die Platte noch viel zu heiß, sodass der Kunststoffschwamm auf der Stelle zu schmoren anfang und zum Übergelochte-

Milch-Gestank nun auch noch ein Angesengter-Kunststoffschwamm-Gestank hinzukam.

»Was machst du denn da, Charlotte?«, hörte ich Markus hinter mir verwundert fragen.

»Wonach sieht es denn aus?«, erwiderte ich spitz und gab den Versuch auf, die eingebrannte Milch wegzuschauen. Ich würde den Herd später mit einem Spezialschaber bearbeiten.

»Bist du dann bald fertig?«, erkundigte er sich, ohne auf meine Bemerkung zu reagieren. »Wir müssen langsam mal los.«

Wie bitte? Wer hatte denn die letzte Dreiviertelstunde auf dem Klo verbracht, während ich mich umgezogen und geschminkt und nebenbei Finja aus »Conni im Krankenhaus« vorgelesen hatte? Und das Geschenk eingepackt, das im Übrigen natürlich auch ich besorgt hatte. Wer hatte Bestechungsmilchtelefoniert und sich dann auch noch mit ungebetenem Besuch herumgeschlagen müssen? Apropos Besuch! Meine Mutter stand ja immer noch vor der Tür. Und wo steckte eigentlich Finja?

»Und was ist das da? Mensch, Charlotte, wieso hast du denn das Telefon runtergeschmissen?«, fuhr Markus mit vorwurfsvoller Stimme fort.

Ich hätte schreien können. Vermutlich hätte ich geschrien, wenn meine Töchter nicht in Hörweite gewesen wären. Doch in diesem Moment kam Finja in einem rot-schwarz gepunkteten Flammeno-Kostüm in die Küche gehüpft, schwenkte einen Fächer über dem Kopf und berichtete stolz: »Guck mal, was die Frau in ihrem Koffer hatte. Ein Flamingo-Kleid.«

»Flammeno-Kleid«, korrigierte ich automatisch.

»Welche Frau?«, fragte Markus.

Da folgte ihr meine Mutter schon in die Küche.

»Barbara«, sagte Markus.

»Hola!«, begrüßte meine Mutter ihn strahlend.

»Das ist ja mal eine Überraschung«, sagte mein Mann.

»Und was für eine«, murmelte ich.

»Eine freundige Überraschung«, ergänzte er und gab ihr zwei Wangenküsschen. Ich verdrehte die Augen. Mein Mann hatte meine Mutter von ihrer ersten Begegnung an gemocht und auch nie damit aufgehört, was ich ihm ehrlich gesagt übernahm.
 »Was machst du denn hier in der Gegend? War das Wetter auf Lanzarote zu schlecht?« Er lachte über seinen eigenen Scherz. Manchmal hätte ich mich am liebsten von meinem Mann scheiden lassen. Als Scheidungsgrund hätte ich unüberbrückbare Peinlichkeit geltend gemacht. Jede Richterin hätte für mich entschieden. Meine Mutter lächelte noch immer.
 »Ich habe in der Stadt zu tun und hatte gehofft, ich könnte heute bei euch übernachten«, erklärte sie.
 »Natürlich«, stimmte mein Mann überschwänglich zu.
 »Charlotte kann dir das Gästezimmer fertig machen. Nicht wahr, Lotti?« Er legte es offenbar darauf an, dass ich mich vergaß!
 »Ich dachte, wir müssen los?«, erinnerte ich ihn an seine eigenen Worte. Dass wir ein Babysitterproblem hatten, behielt ich noch für mich. Ich würde es ihm gleich erklären, sobald er meine Mutter gebeten hatte, im Hotel zu übernachten, und sie im Taxi saß.
 »Ja, richtig«, sagte Markus zu meiner Erleichterung sofort.
 »Das tut mir jetzt leid, Barbara. Charlotte und ich müssen zu einer wichtigen Einladung bei einem unserer Stammkunden. Da ist es für dich sicher angenehmer, wenn ich dir schnell ein Hotelzimmer besorge. Du willst bestimmt nicht den Abend mit dem Babysitter verbringen.«
 Danke! Ich atmete erleichtert auf. Doch ich hatte mich zu früh gefreut.
 »Annalena ist krank«, schaltete sich meine kleine Tochter ein und tänzelte um meine Mutter herum.
 »Wie, krank?«, fragte Markus. »Heißt das, sie kommt nicht?«
 »Ich fürchte, so ist es«, antwortete ich gereizt.
 »Aber du wolltest doch das neue Projekt ...«

»Ich weiß«, schnitt ich meinem Mann das Wort ab. Es war nicht nötig, mich daran zu erinnern, dass ich die Grillparty hatte nutzen wollen, um mein Konzept zu verkaufen. »Aber jetzt werde ich wohl hierbleiben müssen.« Kurz hoffte ich, dass er anbot, er könne zu Hause bleiben, obwohl mir eigentlich schon klar war, dass mein Mann etwas anderes vorschlagen würde.
 »Wir könnten die Mädchen ruhig für ein paar Stunden allein lassen«, sagte Markus wie erwartet. »Merle ist alt genug, um ein bisschen auf Finja aufzupassen.«
 »Nein.« Ich wusste, dass er damit nicht unrecht hatte. Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl allein bei den Gedanken, meine kleine Tochter mit meiner großen Tochter allein zu lassen.
 »Ich kann gerne bei den Mädchen bleiben«, mischte sich da meine Mutter ein. Markus und ich fahren zu ihr herum.
 »Das ist eine hervorragende Lösung«, freute sich mein Mann.
 Mist! Das hatte ich nicht kommen sehen. So dringend ich zu den Schwalbenbachs wollte, dieser Preis war definitiv zu hoch.
 »Das ist wirklich nicht nötig, du bist sicher erschöpft von der Reise und willst dich lieber ausruhen«, wandte ich schnell ein. Zu Markus sagte ich: »Du weißt, wie Finja mit Menschen ist, die sie nicht so gut kennt. Und sie hat ihre Großmutter ja ziemlich lange nicht gesehen.«
 »Also, ich mache das wirklich sehr gerne«, unterbrach mich meine Mutter und streckte Finja eine Hand entgegen.
 Und meine Tochter – ich traute meinen Augen kaum – legte ihre kleine Hand hinein.
 »Die Frau darf hierbleiben«, sagte sie.

Kapitel 2

»Nehmen Sie noch etwas Eierlikörkuchen, meine Liebe.« Frau Schwalbenbach schnitt ein sehr großzügiges Stück von dem Rührkuchen ab und packte es auf meinen Teller, direkt neben das halbe Stück, das sich noch darauf befand. »Ich weiß ja, wie gut er Ihnen schmeckt.«

Ich lächelte unsere Gastgeberin geguält an, unfähig, dankend abzulehnen, weil der letzte Bissen vom Kuchen noch nicht den Weg aus meinem Mund Richtung Speiseröhre geschafft hatte.

»Ich freue mich ja so, dass wir uns endlich mal wiedersehen.« Frau Schwalbenbach tätschelte meinen Arm, was den Kuchenteller gefährlich ins Wanken brachte. »Man hat so selten Gelegenheit, sich in Ruhe zu unterhalten.« Sie tätschelte erneut.

Zum Schweigen verdammt, nickte ich zustimmend, einen Gesprächsbeitrag erwartete die Gastgeberin ohnehin nicht. Gundula Schwalbenbach redete am liebsten selbst. Ich hatte sie im Verdacht, ihren Gästen nur deshalb den selbst gebackenen Eierlikörkuchen zu servieren, damit diese sie nicht bei ihren Monologen stören konnten.

»Meint der liebe Petrus es nicht gut mit uns heute?« Frau Schwalbenbach deutete mit ihren Fingern voller Ringe zum Himmel. »Wunderbares Wetter für unsere kleine Feier, nicht wahr?«

Ich nickte wieder. Was das Wetter anging, konnte man nur

zustimmen. Die Spätmittagssonne verbreitete ihr warmes Licht, kein Wölkchen ließ sich am Himmel blicken, und für Ende Mai herrschten fast schon zu sommerliche Temperaturen. Was die Größe der Feier betraf, untertrieb Frau Schwalbenbach natürlich gewaltig. Rund siebzig Gäste tummelten sich in Schwalbenbachs Garten, der eigentlich die Bezeichnung Park verdiente.

Der Rasen war mit der Nagelschere manikürt, die Büsche zu akkuraten geometrischen Formen frisiert, und im Gartenteich drehten auf Hochglanz polierte Kois ihre monotonen Runden. Das Haus beziehungsweise die Villa ließ ebenfalls keinen Zweifel daran aufkommen, dass Werner Schwalbenbach mit seinem Sanitärfachhandel dick im Geschäft war. Angefangen hatte er einst mit nur einem Geschäft, mittlerweile besaß er große Filialen in mehreren Städten. Und das zeigte er gern. Regelmäßig luden die Schwalbenbachs deshalb zu Partys im privaten Rahmen ein.

Auch dieses Mal hatten sie übertrieben, wo es nur möglich war: Das Buffet bog sich unter den Platten des Catering-Service, und an einem überdimensionalen Barbecue wendeten zwei Mitarbeiter riesige Fleischlappen. In der Nähe des Grills standen die Männer in Gruppen beisammen, während die Frauen sich mit vollen Kuchentellern an den gedeckten Tischen verteilt hatten. Nur mich hatte Gundula Schwalbenbach am Buffet abgepasst und mir erst eins und dann das zweite Stück ihres berühmtesten Eierlikörkuchens auf den Teller gepackt.

»Hoffentlich ist Ihnen das Wetter in drei Wochen ebenso gewogen«, fuhr Gundula Schwalbenbach fort. »Wir freuen uns ja schon so auf die Party.«

»Dasch Schön«, nuschelte ich an dem Kuchenklumpen in meinem Mund vorbei und schluckte krampfhaft, ohne dass die Krümel sich auch nur einen Millimeter Richtung Speiseröhre bewegten. Nur noch drei Wochen bis zu Markus' Geburtstagsparty! Mein Mann wurde vierzig und wollte die Gelegenheit

nutzen, daraus ein großes Event nicht nur für Freunde und Familie, sondern auch für alle Kunden und Geschäftspartner unserer Agentur zu machen. Ich hatte schon vor einem Jahr mit der Planung begonnen und eine der zurzeit angesagtesten Locations in der Stadt reserviert. Diese Party sollte niemand so schnell wieder vergessen!

»Wie geht es denn Ihren bezaubernden Mädchen?«, setzte Gundula Schwalbenbach ihren Monolog fort. Unsere Gastgeberin liebte das Thema Kinder, vor allem, wenn es um ihr eigenes Kind ging. Salome Schwalbenbach war Mitte zwanzig, neuerdings Geschäftsführerin im Sanitärfachhandel ihres Vaters sowie seit einem Jahr mit einem höchst erfolgreichen Jungunternehmer verheiratet. Ihre Mutter ließ alle Welt gern wissen, wie stolz sie auf diese Tochter war.

Leider traf sie mit ihrer Frage heute einen ausgesprochen wunden Punkt bei mir. Seit die Haustür hinter uns ins Schloss gefallen war, fragte ich mich nämlich genau dasselbe. Mittlerweile war ich fest davon überzeugt, den größten Fehler meiner mütterlichen Laufbahn begangen zu haben, als ich meine Tochter unter der Aufsicht ihrer Großmutter gelassen hatte. Durch meinen Kopf geisterten Schreckensszenarien.

War meine Mutter bereits wie ein Orkan durch die Ordnung meines Wohnzimmers gefegt? Lagen unsere Möbel in Trümmern? Hatte eins der Mädchen sich womöglich verletzt? Vor meinem inneren Auge sah ich Finja mit Verbrennungen dritten Grades, weil meine Mutter ihr erlaubt hatte, sich selbst einen weiteren Topf Milchreis zu kochen. Und Merle lag mit einem Splitterbruch am Fuß der Treppe, weil sie mal wieder mit dem Smartphone beschäftigt gewesen war und meine Mutter sie nicht ermahnt hatte, auf die Stufen zu achten. Oder hatte Barbara womöglich einen ihrer spontanen Einfälle gehabt und war mit den Mädchen irgendwohin verschwunden? Was, wenn wir bei unserer Rückkehr ein leeres Haus vorfanden?

Meine Mutter so unerwartet wiederzusehen hatte mich

völlig durcheinandergebracht. Anders konnte ich mir nicht erklären, dass ich überhaupt eingewilligt hatte, Barbara mit den Kindern allein zu lassen.

»Bei deiner Mutter sind die Mädchen in besten Händen«, hatte Markus meine Befürchtungen abgetan, als ich im Auto wieder damit anfang. »Außerdem sind Merle und Finchen ja nun keine Babys mehr, auch wenn du sie so behandelst. Wirklich, Charlotte, du bist manchmal eine echte Glucke.«

Genau das hatte er gesagt: Glucke. Was für ein altnodischer Ausdruck. Und noch dazu so unfair! Bloß weil ich in mancher Hinsicht vorsichtiger war als er.

Natürlich war mir klar, dass meine Sorgen etwas überzogen waren. Zumindest, was die schweren Verbrennungen und die gebrochenen Glieder betraf. Was die Unzuverlässigkeit meiner Mutter anging, konnte man hingegen gar nicht übertreiben. Aber auch in diesem Punkt war Markus anderer Meinung als ich.

Als ich damals die Polizei rief, hatte er das als »nun wirklich übertrieben« bezeichnet und den Hormonen die Schuld gegeben, dass meine Nerven mit mir »durchgegangen« seien. Ich erinnerte mich noch sehr gut, wie er sich bestimmt zehn Mal bei den Beamten entschuldigte, weil ich ihnen diese unnötige Mühe bereitet hatte. Es war das erste Mal in all den Jahren gewesen, dass ich mich von ihm völlig im Stich gelassen gefühlt hatte. Und an dem Knacks, den das in unserer Beziehung verursacht hatte, war auch bloß meine Mutter schuld.

Über Markus' Schultern hinweg hatten mir die beiden Polizisten verstohlen mitleidige Blicke zugeworfen. Und ich hatte auf dem Sofa gehockt, das winzige Baby an mich gepresst und Merle über den Kopf gestreichelt, während mir unablässig die Tränen über die Wangen geströmt waren. Okay, das mochte auf Außenstehende ein bisschen verrückt gewirkt haben. Allerdings hatten weder diese beiden jungen Kerle noch mein eigener Mann die vorherigen drei Stunden durchstehen müs-

sen. Drei Stunden, in denen meine Mutter mit den Kindern verwunden gewesen war:

Sie wollte mit ihnen in den Zoo gehen, ich hielt das für keine gute Idee mit einem vier Wochen alten Säugling. Zu weit, zu voll, zu laut. Ich war wütend geworden, weil sie es Merle schon versprochen hatte und meine Große einen riesigen Aufstand veranstaltete, als ich den Ausflug verbot. Schließlich hatten wir uns geeinigt, dass sie zum Spielplatz um die Ecke gehen und anschließend ein Eis kaufen durften. Wir hatten vereinbart, dass sie eine Stunde wegbleiben würden.

Die Stunde verging, meine Mutter und die Mädchen kamen nicht zurück, ich wurde nervös. Eine weitere Stunde später war ich panisch. Ich hatte bestimmt hundert Mal versucht, Barbara auf dem Handy zu erreichen. Sie ging nicht dran. Ich hatte mir alles ausgemalt, von Unfall bis Entführung, dann zog ich mich an, obwohl ich eigentlich noch immer im Bett bleiben sollte, und machte mich auf die Suche. Aber ich fand sie nicht. Nicht auf dem Spielplatz, nicht an der Eisdielen und auch an keinem anderen Ort, wo man sich mit Kindern üblicherweise aufhielt: Rheinufer, Schreib- und Spielwarengeschäft, Supermarkt ...

Ich schwitzte und zitterte zugleich, als ich schließlich wieder nach Hause kam, hoffend, dass meine Mutter und die Kinder dort schon auf mich warteten. Was nicht der Fall war. Inzwischen waren drei Stunden vergangen. Da rief ich die Polizei.

»Frau Stern?« Gundula Schwalbenbach tätschelte heftig meinen Arm. »Was meinen Sie dazu?«

»Hm?«, machte ich. Ich hatte keine Ahnung, was sie als Letztes gesagt hatte. Schnell steckte ich mir eine weitere Gabel mit Kuchen in den Mund und bereute es sofort. Das Zeug schien mit jedem Bissen trockener zu werden.

»Ich sagte gerade, wie dünn Sie aussehen, meine Liebe.« Gundula Schwalbenbach, selbst Figurtyp Wassermelone, musterte mich von der Seite. »Sie haben ja fast noch nichts gegessen. Schmeckt Ihnen der Kuchen etwa nicht?«

»Goch, goch«, beeilte ich mich zu nuscheln und verdrängte den Gedanken an die vielen Kalorien, die ich in mich hineinschaufelte, um Gundula Schwalbenbach einen Gefallen zu tun. Die nickte, als hätte sie nichts anderes erwartet, und ihre zu einem Vogelnest toupierte Frisur nickte mit.

Höchstens noch eine Stunde, schwor ich mir. Eine Stunde, in der ich mir Salome Schwalbenbach schnappen und sie von meinem herausragenden Konzept überzeugen würde, um dann so schnell wie möglich wieder nach Hause zu rasen. Über die Schulter unserer Gastgeberin hinweg hielt ich Ausschau nach ihrer Tochter. Doch die war noch immer nirgendwo zu entdecken.

»Wenn du den Auftrag an Land ziehst, leitest du das Projekt«, hatte Markus versprochen. Salome Schwalbenbachs erste Handlung als Geschäftsführerin war es gewesen, eine neue Produktpalette ins Programm zu nehmen, um eine jüngere, trendbewusste Zielgruppe anzusprechen. Und jetzt wünschte sie sich eine Kommunikationsstrategie, um dieser jüngeren, trendbewussten Zielgruppe zu zeigen, wie *sexy Schwalbenbach Sanitär* neuerdings war. Ich wollte den Auftrag unbedingt bekommen, allerdings hatten auch zwei Konkurrenzagenturen ein Angebot abgegeben. Ich musste also sehr überzeugend sein.

»Sie arbeiten hoffentlich nicht zu viel, meine Liebe?«, erkundigte sich Frau Schwalbenbach, wartete allerdings keine Antwort ab. »Ich bewundere Sie sehr dafür, wie Sie Ihren Mann beruflich unterstützen. Für mich wäre das ja nichts gewesen. Bei meinem Werner und mir war das immer eine abgemachte Sache. Mein Mann hat sich ums Geschäft gekümmert und ich mich um unsere Salome. Aber ich bewundere Sie dafür, wirklich.«

»Hmpf«, machte ich, froh, dass mich der trockene Rührkuchen einer Antwort enthob. Was hätte ich auch sagen sollen? In Gundula Schwalbenbachs Welt vergaßen Frauen alle beruflichen Ambitionen im Moment der Geburt ihres ersten Kindes. Vermutlich ging sie fest davon aus, dass ihre Salome die Füh-

rungsaufgaben im väterlichen Unternehmen sofort wieder abgeben würde, sobald sie und der erfolgreiche Jungunternehmer ein Baby in die Welt gesetzt hatten.

Ich konnte Gundula Schwalbenbach nicht erklären, dass ich unbedingt arbeiten wollte. Nicht, um Markus zu unterstützen, sondern weil ich es wichtig fand, eine eigene berufliche Karriere zu haben. Wobei man, ehrlich gesagt, bislang nur bedingt von Karriere sprechen konnte. Ich arbeitete in der Agentur mit fünfzehn Wochenstunden als Senior Content Creator, was übersetzt in meinem Fall »Texterin für alles« bedeutete. Aktuell lagen auf meinem Schreibtisch eine Werbroschüre über Glettagertechnik, der monatliche Kundenewsletter eines regionalen Energieversorgers sowie ein Flyer für den Fruchthändlerverband, für den wir die Zungenbrecherkampagne »Frische freche Früchtchen« mit Claims wie »Alles Banane« und »Gar nicht Feige« entwickelt hatten.

»Da ist ja unsere Salome.« Frau Schwalbenbachs Stimme schwoll an vor Stolz. »Huhu, Schätzchen«, rief sie und winkte ihrer Tochter, die mit energischen Schritten über den gepflasterten Weg von der Villa zur Festwiese lief. Salome Schwalbenbach hob die schmale Hand zu einer flüchtigen Begrüßung ihrer Mutter, mich schien sie auf die Entfernung nicht zu erkennen, obwohl wir uns schon in der Agentur begegnet waren.

Salome Schwalbenbach war der Typ Frau, der mir augenblicklich Minderwertigkeitskomplexe einjagte. Sie war eine personalisierte Size zero mit langer hellblonder Mähne, die in ihrem eleganten Hosenanzug aussah, als wäre sie einem Modemagazin entsprungen. Ich kaufte diese Magazine nie, weil ich natürlich wusste, wie unrealistisch ihr Inhalt war. Doch angesichts von Salome Schwalbenbach alias Business-Barbie hatte mein Wissen gegen meine Selbstzweifel keine Chance. Mit meiner beigen Leinenhose zur weißen Bluse und dem mittellangen Bob in Mittelblond, den ich mir schon seit Jahren schneiden ließ, kam ich mir plötzlich ziemlich mittelmäßig vor.

Salome Schwalbenbach winkte unverbindlich in Richtung der Damen an den Kaffeetischen und schloss sich dann der Runde der Männer beim Barbecue an, woraufhin ein beinahe unmerkliches Schulterstraffen und Baucheinziehen durch die Reihen ging. Mit einem breiten Lächeln platzierte sie sich direkt neben meinen Mann.

Über das Buffet hinweg beobachtete ich Markus. Im Vergleich zu anderen Männern um die vierzig hatte meiner sich sehr gut gehalten. Einen Bauch zum Einziehen gab es bei ihm nicht, und auch seine dichten dunklen Haare waren noch so reichlich vorhanden, dass er sie immer einen Tick zu lang tragen konnte. Rein objektiv betrachtet, sah er ziemlich gut aus. Und wenn ich nicht gerade schlecht auf ihn zu sprechen war, fand ich das auch subjektiv.

Mit ausladenden Gesten erläuterte er seinen Gesprächspartnern seine Meinung zu irgendeinem Thema. Mein Mann hatte eigentlich zu jedem Thema eine ausladende Meinung. Salome Schwalbenbach neigte interessiert den Kopf. Ich schluckte krampfhaft die Kuchenreste hinunter.

Der Zeitpunkt war gekommen! Ich musste möglichst schnell das Gespräch mit Gundula Schwalbenbach beenden und mich an ihre Tochter herannachen. Mein perfekt ausgearbeitetes Konzept hatte ich ihr bereits geschickt, doch sie hatte sich noch nicht entschieden und gab sich äußerst anspruchsvoll. Markus und ich waren uns einig gewesen, dass die Gartenparty eine gute Gelegenheit wäre, ihr die Details noch einmal schmackhaft zu machen und sie an die bislang gute Zusammenarbeit mit unserer Agentur zu erinnern.

»Es war wirklich sehr nett, mal wieder mit Ihnen zu plaudern«, versuchte ich, mich höflich zu verabschieden. »Und Ihr Kuchen schmeckt wie immer köstlich.« Zum Beweis steckte ich ein besonders großes Stück in den Mund, bevor ich mich zum Gehen wandte. Da verzog Gundula Schwalbenbach beinahe quälend das Gesicht und hielt mich am Arm fest.

»Mein armes Täubchen«, sagte sie mit theatralisch gesenkter Stimme. »Ihr Mann hat sie verlassen. Nach nur einem Jahr. Ist das zu fassen?« Sie wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Jetzt muss sie sich wieder auf die Suche nach dem Richtigen machen.«

»Hmpf«, machte ich, überumpelt von der Wendung, die das Gespräch plötzlich genommen hatte. Sanft versuchte ich, Gundula Schwalbenbach meinen Arm zu entwenden. Ich wollte gehen. Ich wollte den Kuchen hinter einen Busch spucken und dann mit Salome Schwalbenbach übers Geschäft reden. Doch die Hand der Gastgeberin umklammerte meinen Unterarm wie ein Schraubstock.

»Sie wohnt jetzt wieder bei uns. Das arme Täubchen, so schrecklich unglücklich. Ach, Sie wissen ja, was man sagt: Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen.« Frau Schwalbenbach wischte sich wieder über die Augen. Aus der Distanz betrachtet, wirkte Salome Schwalbenbach allerdings nicht übermäßig unglücklich. Gerade warf sie den Kopf samt blonder Mähne zurück und lachte laut, offenbar über einen Witz, den mein Mann gemacht hatte.

»Hmpf«, machte ich erneut und wand meinen Arm in Gundula Schwalbenbachs Griff – ohne Erfolg.

»Ich hoffe bloß, dass mein Täubchen bald einen neuen Mann findet, einen guten Mann, der sie wirklich zu schätzen weiß«, hörte ich Gundula Schwalbenbach, aber ich war plötzlich sehr abgelenkt. Denn in diesem Augenblick legte Salome Schwalbenbach ihre schmalen Finger auf Markus' Oberarm und schien ihm sanft darüber zu streichen. Worauf mein Mann seine Hand über ihre legte und sie kurz zu drücken schien. Moment mal! Was taten die beiden denn da?

Ich atmete scharf ein – wobei ich leider die Kuchenmassen in meinem Mund vergaß, sodass einige Krümel den Weg in meine Luftröhre fanden. Augenblicklich überkam mich ein heftiger Hustenreiz. Ich röchelte. Ich würgte. Die Krümel woll-

ten raus. Mein Körper wollte Luft. Doch ich wollte auf keinen Fall eine Fontäne über das Buffet prusten. Also presste ich die Lippen aufeinander. Durch die Nase rang ich nach Luft. Tränen schossen mir in die Augen.

»Alles in Ordnung, meine Liebe?« Frau Schwalbenbach klopfte mir zwischen die Schulterblätter, was den Hustenreiz eher verschlimmerte. »Sie haben sich hoffentlich nicht diese schreckliche Sommergrippe eingefangen, die gerade rumgeht.«

Sie malträtierte noch immer meinen Rücken, und ich versuchte krampfhaft, zu schlucken und gleichzeitig mit geschlossenem Mund zu husten.

Die Frauen an den Tischen wandten sich neugierig um. Auch die Gruppe am Grill hatte sich zu uns umgedreht. Ich fing einen fragenden Blick von Markus auf.

»Wasser«, presste ich zwischen zwei Attacken an den Krümelmassen in meinem Mund vorbei.

»Sicher, meine Liebe, sofort.« Frau Schwalbenbach drehte sich eifrig zum Buffet, auf dem sich alles an kulinarischen Köstlichkeiten befand, was das Herz begehrte – nur kein Wasser.

»Nehmen Sie einen Schluck Bowle, die wird ihnen guttun.« Mit einer gläsernen Kelle füllte Frau Schwalbenbach einen sehr großzügigen Schluck aus einem großen bauchigen Kristallgefäß in ein kleines bauchiges Kristallgefäß, das sie mir in die Hand drückte.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, keinen Alkohol zu trinken, da wir mit dem Auto da waren und Markus nicht Nein sagen würde, wenn Herr Schwalbenbach Whiskey anbot. Und wenn ich schon Alkohol trank, dann sicher keine Bowle, in der ganze Erdbeeren schwammen. Doch in diesem Moment der Atemnot und angesichts der drohenden Kuchenexplosion hätte ich vermutlich alles getrunken. Also schüttete ich den Inhalt des Bowleglases in mich hinein, ohne etwas zu schmecken, froh, dass ich nicht würde ersticken oder mich furchtbar blamieren müssen.

»Danke«, sagte ich zutiefst erleichtert, als ich endlich wieder atmen und sprechen konnte.

»Geht es Ihnen jetzt besser, meine Liebe?« Gundula Schwalbenbach strahlte mich an. »Die ist gut, nicht wahr?« Sie deutete auf die Bowle und flüsterte verschwörerisch: »Das ist meine Spezialbowle. Im Rezept steht, man soll hundert Milliliter Wodka je Flasche Sekt verwenden. Aber mal ehrlich, das schmeckt man ja dann gar nicht. Ich mische immer eins zu eins.«

»Ja, gut«, sagte ich und schaute zu Markus hinüber, der mich ansah. Selbst auf die Distanz meinte ich zu erkennen, dass er skeptisch eine Augenbraue hochzog. Dann wandte er sich wieder Salome Schwalbenbach zu, die ihm drei – für meinen Geschmack deutlich zu vertraute – Luftküssen auf die Wangen gab, den anderen Männern zunickte und Richtung Haus davon stolzierte.

Wie bitte? War das etwa schon ihr kompletter Gastauftritt gewesen? Und ich hatte ihn verpasst, weil ich mich an Kuchen verschluckt hatte, den ich aus purer Höflichkeit ihrer Mutter gegenüber gegessen hatte? Ich hatte als souveräne Geschäftsfrau auftreten wollen, hatte wochenlang an dem Konzept gefeilt, hatte sogar zugelassen, dass meine Mutter auf meine Kinder aufpasste – und was hatte ich erreicht? Dass alle sich an meinen peinlichen Hustenanfall erinnern würden, höchstens. Nur die Chance, meinen ersten großen eigenen Auftrag an Land zu ziehen, hatte ich vertan. Na Prost, Charlotte!

»Könnte ich noch ein Glas von der Bowle haben?«, fragte ich Gundula Schwalbenbach.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34

Kapitel 3

Das penetrante Piepen des Weckers drang direkt in meine pochenden Schläfen ein, ohne einen Umweg über die Ohren zu nehmen, und verursachte mir dort stechende Schmerzen. Ich rolle mich herum, um das Folterinstrument zum Verstummen zu bringen, musste aber feststellen, dass Herumrollen keine so gute Idee war, denn der Schmerz explodierte förmlich.

Weil ich mich nicht traute, das Licht anzuknippen, tastete ich im Dunkeln auf dem Nachttisch herum und verfluchte dabei stumm Gundula Schwalbenbach und ihre Erdbeerbowle, Salome Schwalbenbach und ihr aufgesetztes Lachen, meinen Mann und seine hochgezogene Augenbraue und in erster Linie mich selbst. Wie alt war ich denn, dass ich an einem Montagmorgen mit einem fetten Kater im Bett lag?

Ich fand die Schlummer Taste, und das Piepen verstummte. Mit einem Seufzen ließ ich mich aufs Kissen zurücksinken. Trotz des unablässigen Hämmerns in meinem Kopf versuchte ich, die Bruchstücke des vergangenen Nachmittags und Abends zusammenzusetzen, und stellte erleichtert fest, dass ich es ohne Lücken konnte. Immerhin! Ich hatte in meinem Leben noch nie einen Filmriss gehabt. Gedächtnislücken waren indiskutabel, wenn man alles unter Kontrolle behalten wollte. Betrunken zu sein eigentlich auch. Deshalb achtete ich normalerweise immer sehr genau darauf, nicht zu viel zu trinken. Ich vertrau genau eine halbe Flasche Sekt, maximal drei Gläser Weißwein